

3.Einführungsreferat: Julius Küster

"Spannungsfeld Theatertherapie & Theaterpädagogik"

Liebe Konferenzteilnehmerinnen und Teilnehmer,
Der Gebrauch des Wortes Therapie in Zusammenhängen mit Theater und Pädagogik löst in vielen Diskussionen Widerstand, Aufbegehren und das Bedürfnis gegenseitiger Abgrenzung bei allen Beteiligten aus. Wo aber genau ist diese Grenze, lässt sich diese in den praktischen Zusammenhängen tatsächlich genau beschreiben? Das meine ich, bewirkt eines der Spannungsfelder.

Im **Theater**, als Abbild der Wirklichkeit von menschlichen Beziehungen, gehen wir nach Aristoteles von der kathartischen Wirkung der Aufführung aus und erhoffen uns als Spieler und Regisseur nichts sehnlicher, als dass diese beim Betrachter des unter hohem geistigen, körperlichen, stimmlichen und technischen Aufwand geborenen Stückes in möglichst intensivem Maße entsteht. Wir möchten geliebt werden für unsere Darstellung, in die wir all unser Wollen und Können haben einfließen lassen und wir haben den Wunsch, dass danach eine Veränderung beim Zuschauer eintritt. Er soll unser Anliegen erkennen, uns, die wir den Gegenstand der Handlung ausführlich bedacht und mit Aussage belegt haben, besser verstehen, aus festgelegter Sichtweise aufgerüttelt werden und möglichst beginnen, beklagte Zustände durch Handeln zu verändern. Zwar lehrt uns die Geschichte, dass dies nur in indirekter Wirkung erfolgt und dennoch fühlen wir uns als Künstler nicht selten in unserem Können und Denken missverstanden, wenn der ersehnte Erfolg ausbleibt.

Könnte man so nicht, ebenso wie im therapeutischen Prozess, von einem Leidenszustand sprechen, der sich hier aufspaltet in Spieler und Zuschauer: Der Spieler, der in seinem Spiel den Konfliktzustand und, je nach Konzeption, den Lösungsweg vorgibt und der Zuschauer, der provoziert wird, er möge damit beginnen, die angesprochenen Konfliktzustände im Leben zu bearbeiten.

Warum leidet der Produzierende nicht selten am Unverstandensein durch das Publikum?

Hier kommen meines Erachtens unterschiedliche Ebenen ins Spiel:

Zum einen, weil der Schauspieler mit seiner vom Zuschauenden oft beneideten Expressivität ein besonderes Bedürfnis mitbringt, die Sehnsucht nach Anerkennung und Zuneigung durch sich Zeigen, Gesehen werden, heißen könnte.

Zum weiteren, weil der Spieler mit seiner Darstellung auf der Bühne vorlebt, was er sich in der Realität durch den Zuschauenden umgesetzt wünscht.

Inwieweit reflektiert der professionelle Spieler die von ihm gespielten Prozesse, um die Erfahrungen damit in sein eigenes Leben zu integrieren? Kann das Ziel sein und wäre das überhaupt möglich?

Zum Dritten bietet die Bühne Laborbedingungen, unter denen Spieler und Regisseur experimentieren und zu Erkenntnissen gelangen, die auf Abbildung wesentlicher Züge der Darstellung eines sonst komplexen Lebenskonfliktes basieren. Die Lösungsschritte im Leben zu vollziehen, heißt strukturelle Verankerungen lösen, die tatsächliche, ja schmerzliche Einsichten und Veränderungen mit sich bringen.

In theaterpädagogischen Prozessen, wo der Zuschauer selbst zum Spieler wird, gibt dieser die distanzierte Position des Betrachters auf und wird in neuer Weise Teilhaber der Katharsis. Der spielende Zuschauer wird durch eigenes Rollenerleben zur wahren Einsicht in Thematiken bewegt.

Was sind dann Zielsetzungen der Theaterpädagogik oder des Darstellenden Spiels, bzw. Theater an Schulen, als einem wichtigen Feld der Theaterpädagogik?

Ulrike Henschel schreibt dazu in „Theater und Schule“ in der Ausgabe „Siemens artsprogramm“: *„Spätestens seit den 80iger Jahren wird eine Entwicklung deutlich, die das Theaterspielen in der Schule nicht mehr primär aus seiner Funktion für den Gruppenprozess bzw. für die Persönlichkeitsentwicklung der Einzelnen begründet oder vor dem Hintergrund zu bearbeitender und darzustellender Inhalte legitimiert, sondern es als ein Fach ansieht, das ästhetische Bildung zum Ziel hat und sich entsprechend produktiv und rezeptiv mit der künstlerischen Praxis des Theaters auseinandersetzt.“*

Und sie zitiert Wolfgang Sting zur Charakterisierung der Projektarbeit: *„...In diesem Sinne umfasst produktionsorientierte Theaterarbeit den ganzen Weg der künstlerischen Arbeit, von der Auswahl und*

dramaturgischen Strukturierung des Materials, der Er- und Bearbeitung des Materials als Gruppenarbeit, den sozialen Interaktionen dabei bis zur Formung eines ästhetischen Produkts und zur Realisierung einer Aufführung.“ (Zitat Ende)

Das ist richtig, doch birgt diese Betrachtung für mich nach wie vor die Gefahr in sich, dass die Betonung der Aufführungsorientierung dazu verführt, sich den dramatherapeutischen Anforderungen des Prozesses nicht in gleichem Maße zu stellen. Die uns gegenüberstehenden Schülergruppen in allen Schultypen widerspiegeln jedoch zunehmend das Bedürfnis und den Leidensdruck, ihre Problemfelder direkt angesprochen zu wissen, wie ja auch zahlreiche Beispiele der letzten Zeit deutlich machen.

Lilli Neumann fragt in der Einleitung zu **Theater Therapie- ein Handbuch:** *„Warum Theater und Therapie verbinden? Ist nicht schon die alleinige Theaterkunst heilsam? Warum auch noch Theatertherapie- wer braucht das? Spielen wir nicht schon zu viel (schlechtes) Theater im täglichen Rollenspiel, und ist nicht gerade in therapeutischen Zusammenhängen das „Rollenspielen“, das „so tun als ob“- besonders unbeliebt? Warum sollen psychisch erkrankte Menschen Theater spielen, oder Alte, Behinderte, sogar viel beschäftigte, vielleicht ausgebrannte Manager?“*

Meine Antwort auf die letzte der Fragen würde zunächst lauten, weil das Spiel ein Grundbedürfnis des Menschen ist und im Spiel in der „Als ob Situation“ und aus den unterschiedlichen Rollenperspektiven heraus, Verhaltensvariationen und entsprechende Entscheidungen für Lebenssituationen geübt werden, ehe ich diese in der Realität folgenreich anwenden kann. Und ich behaupte, dass es erfolgreich möglich ist, diesen Prozess auf jedes Alter und uneingeschränkt alle Gruppen von Menschen anzuwenden.

Und damit steht ein therapeutischer Ansatz immer in Verbindung. Denn wenn sich der Spieler in das Spiel begibt, bringt er sich damit selbst ein und trifft so bei dem Erwerb neuer Fähigkeiten auf die eigene defizitäre oder unvollkommene Struktur. In der Aneignung der fremden Rolle ist er unweigerlich angehalten Fremdbild, Rollen, mit

eigenen Erfahrungen in Verbindung zu setzen und damit ist der Spieler in der eigenen Erinnerungsarbeit angekommen.

Der Transfer von der in der Spielebene erworbenen Erfahrung zur Integration in das Handlungsrepertoire des Alltags ist sowohl in der **Theaterpädagogik** wie in der **Theatertherapie** gewünschter Effekt. Über das Bewusstwerden des spielerischen Aktes wird zum einen das Rollen- und Verhaltensrepertoire für das tägliche Leben erweitert. „Schlechtes“ Theater, im Sinne des unproduktiven und selbst schädigenden Verstellens, wird dann vermieden. Der spielende Mensch hat ein erweitertes Aktions- Reaktionsrepertoire, das ihm innere Sicherheit verleiht. Er ist über das Einnehmen unterschiedlicher Perspektiven befähigt, auch unterschiedliche Perspektiven eines Gegenübers zuzulassen, und damit für Zusammenwirken besser ausgestattet.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang dann **Theater Therapie**. Wenn Therapie als die Gesamtheit aller Maßnahmen zur Behandlung von Krankheiten gesehen wird, werden hier also die Methoden des Theaters als Maßnahmen, einen Leidenszustand zu verändern zu Rate gezogen.

Im Bereich der Psychotherapie erfolgt die Behandlung psychischer Krankheitsbilder durch fundierte wissenschaftliche Methoden, wie systematische Einwirkung durch Aufklärung, Zuspruch und Überzeugung. Methoden, die, betrachtet man den Prozess des Theaterspielens, der Rollenfindung, dem Spiel mit dem Partner, innewohnend sind.

Vor allen Dingen werden in der Vermittlung der Grundlagen des Spiels Fähigkeiten wie Konzentration, Beobachtung, Eigen- und Fremdwahrnehmung,

Partnersensibilisierung sowie verbale und nonverbale Kommunikation und Steigerung des stimmlich - sprachlichen und körperlichen Ausdrucks vermittelt, die die Basis eines gesunden Miteinanders bilden.

So ist Theater an der Schule in allen Schultypen, von der Grundschule bis zur Sekundarstufe 2, und in der Sonderpädagogik, ein unübertrefflicher Schatz für den Erwerb von Lern- und Aufmerksamkeitsbereitschaft. Die Arbeit am aufführungsorientierten Theaterprojekt bietet den Schülern in einmaliger Weise komplexes

Lernen.

In den letzten Jahren hat sich die Anwendung des Faches Theater an der Schule gerade im Bereich der Gymnasien etabliert. Das Thema Theater an der Grundschule findet derzeit seinen Diskussionsraum in der zeitgleich zu unserer Konferenz stattfindenden Tagung an der Universität Nürnberg Erlangen.

Theater als Fach im Bereich der Förderschule wird von dort Unterrichtenden als sehr hilfreich angesehen, ist aber nicht grundlegend etabliert.

Die Frage ist auch, trifft hier die künstlerisch ästhetische Fachausrichtung ebenso wie in allen anderen Schultypen zu.

Oder besser anders gefragt, birgt nicht diese Ausrichtung in sich die Gefahr, dass das Erstellen eines künstlerisch ästhetisch gültigen Produktes den Erwerb von Schlüsselkompetenzen zurückdrängt?

Ich behaupte, dass wir in der schulischen Theaterarbeit die Potenzen der dramatherapeutischen Anwendungsbereiche längst noch nicht ausschöpfen. Wir gehen mit den Methoden ständig um, und müssen uns die Wirkungen bewusst machen. Vor allem aber müssen wir als Unterrichtende gut ausgebildet sein, um den differenzierten Herausforderungen in diesem Bereich gewachsen zu sein.

Erlauben Sie mir am Ende in Bezug auf unseren Konferenzschwerpunkt, der Theaterarbeit mit risikobelasteten Kindern und Jugendlichen in den Bereichen der individuellen, familiären und sozialen Risiken, eine weitere Perspektive in Richtung des Gegenstandes Krankheit und Behinderung in die Diskussion einzubringen.

Damit möchte ich die Aufmerksamkeit auf den Schwerpunkt INTEGRATION lenken.

Welches Bezugssystem legen wir in unserer Arbeit zugrunde, wenn wir Krankheit und Behinderung definieren.

In der UN- Konvention zum Schutz der Rechte behinderter Menschen war die Definition des Begriffes Behinderung lang umstritten, in der Präambel wird Behinderung als „ein sich verändernder Zustand beschrieben, der aus der Interaktion zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und Barrieren in der Einstellung und der Umwelt entsteht und die gleichberechtigte, uneingeschränkte und wirksame

Teilnahme an der Gesellschaft behindert.“

Hier wird die Beziehung zum Risiko – Schutz- Modell deutlich, dem Bedingen von primärer und sekundärer Isolation

Im Artikel 3 heißt es: „Besondere Erwähnung verdient der Respekt vor der Unterschiedlichkeit und Akzeptanz von Menschen mit Behinderungen als Teil der menschlichen Vielfalt und Menschlichkeit. Behinderung wird auf diese Weise nicht als kulturelles Defizit beschrieben, sondern als Quelle möglicher kultureller Bereicherung wertgeschätzt.“ Zitatende

Es geht meines Erachtens heute mehr denn je um Ausgleich, und weniger um einseitige Förderung im Hinblick auf die Anpassung an eine fragwürdige Norm, wie doch aktuelle wirtschaftliche und damit einhergehende soziale Entwicklungen verdeutlichen.

Wohnt doch jeder speziellen Bedingung, jeder scheinbaren Unfähigkeit eine besondere Fähigkeit inne, deren Qualität wir gemeinsam erschließen und in diesem Sinne entdecken sollten. Es scheint mir wichtig zu sein, bestehende gesellschaftliche Werte gründlich zu überdenken.

In jedem Falle kann es nur darum gehen, Systeme zu entwickeln, um von- und miteinander zu lernen, damit wir gemeinsam reicher an Möglichkeiten und Fähigkeiten werden. Vor allem aber sollten wir erkennen, dass wir alle in unterschiedlicher Weise zu wirklichem und von allen partizipierbarem Reichtum beitragen.

Unter diesem Gesichtspunkt hat für mich unser Konferenzthema erhöhte Wichtigkeit.

Alle diese Aspekte werden in den kommenden Tagen im Detail zu besprechen sein und durch viele Beispiele erörtert werden.

Auch Definitionsfragen nach den Unterschieden von Dramatherapie und Theatertherapie sowie therapeutischem Theater und theatergestützten Interventionen werden ebenso ausführlich zu betrachten sein wie internationale Verschiedenheiten im Gebrauch der Termini.

Es eröffnen sich eine Vielfalt von Perspektiven, die es auszutauschen gilt, die wir untersuchen und fachwissenschaftlich sichern müssen. Ich wünsche uns ein erfolgreiches Miteinander.

